

Laudatio von Gerd Koenen, Historiker und Publizist, auf Timothy Snyder anlässlich der Verleihung des Hannah-Arendt-Preises für politisches Denken 2013 am 6. Dezember 2013 in Bremen

Sehr geehrter Herr Senator Lohse,
lieber Ralf Fücks, liebe Antonia Grunenberg, lieber Karol Sauerland,
meine Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,
und vor allem, lieber Mr. Snyder,

meine heutige Laudatio gilt einem Buch, auf das ich, wie ich gestehe, zunächst mit einer gewissen emotionalen, aber auch intellektuellen Abwehr reagiert habe – vor allem seines Titels wegen:

„Bloodlands“ (man hat Gott sei Dank nicht versucht, das ins Deutsche zu übersetzen). Diese anfänglichen Vorbehalte hatte ich trotz einer gewissen positiven Voreingenommenheit gegenüber dem Autor, der mir neben anderen, kürzeren Texten vor allem durch seine Rolle als Gesprächspartner des todkranken Tony Judt bekannt war, mit dem er eine letzte große Tour d’Horizon unternommen und uns überliefert hat: „Thinking the Twentieth Century“ – auf Deutsch erschienen u.d.T.: „Nachdenken über das 20. Jahrhundert“, pointierter vielleicht: „Das 20. Jahrhundert denken“.

Judt schrieb in seinem Nachwort, datiert auf den 5. Juli 2010, einen Monat vor seinem Tod, der 20 Jahre jüngere, aus dem tiefen Ohio stammende Tim Snyder habe für ihn etwas verkörpert, auf das er seit 1989 gewartet habe: nämlich dass eine neue Generation amerikanischer Wissenschaftler sich wieder mit der Geschichte der östlichen Hälfte Europas beschäftige und damit den Stab eines Erbes aufnehme, das bis dahin fast ausschließlich von einer Generation

älterer Emigranten vertreten worden war, die entweder vor Hitler, vor Stalin oder beiden geflüchtet waren; und, so ließe sich ergänzen, die auch die Arbeit jener ersten Nachkriegsgeneration fortsetzen würde, die (wie Judt selbst) über eine familiär tradierte oder (wie ich und etliche meiner Kollegen) auf dem Umweg über eine um das Jahr 1968 herum eröffnete linke Biographie auf diese Fragen und Themen gestoßen sind.

Das Motiv Snyders, Jahrgang 1969, der heute in Yale lehrt und in Wien forscht, sich ganz in diese mittelosteuropäische Welt, ihre Geschichte und Gegenwart, zu vertiefen, dürfte neben Anderem, vielleicht Persönlichem wohl wesentlich mit dem zu tun haben, was der Titel des gemeinsamen Buches sagte: „Das 20. Jahrhundert denken“. Mit dieser Aufgabe sind wir in der Tat noch lange nicht fertig. Und ein Schlüssel zu dieser Geschichte liegt jedenfalls dort, wo diese „Bloodlands“ – oder wie immer wir diese historische Landschaft bezeichnen wollen – sich erstreckt haben.

Warum dann meine anfänglichen Widerstände gegen dieses Buch? Ich schicke voraus, dass sie durch die Lektüre nicht nur entkräftet, sondern im Gegenteil produktiv aufgelöst worden sind – sonst würde ich hier und heute keine Laudatio auf dieses Buch und seinen Autor halten. Aber es ist gerade deshalb vielleicht ganz gut, wenn ich die Gründe meiner Vorbehalte nenne – zumal dieses Buch ja gerade auch hierzulande von etlichen Kollegen unseres Fachs mit triftigen und mit weniger triftigen Argumenten kritisiert und beargwöhnt worden ist; was natürlich bei einem Hannah-Arendt-Preisträger gewissermaßen seine Richtigkeit hat. Denn welches Buch der Philosophin wäre nicht umstritten gewesen und beargwöhnt worden?

Also: Der Titel „Bloodlands“ schien zu suggerieren, dass in diesem historischen Gelände alles vergossene Blut und alle großen Verbrechen wie in einem einzigen, blutigen Knäuel zusammen- und ineinandergeflossen seien. Und das sind sie ja auch in mancher Hinsicht. Aber liegt die intellektuelle Aufgabe nicht gerade in der Distinktion? Historisch-genetische Verknüpfungen oder systemische Vergleiche von Nationalsozialismus und Stalinismus waren und sind unbedingt legitim und notwendig, wenn sie dazu dienen, die jeweiligen Spezifika, also die ganz eigenen historischen Charaktere, Bedingungen, Perspektiven der einen wie der anderen totalitären Machtformation dieses Zeitalters schärfer herauszuarbeiten. Im Übrigen, so der Akzent meiner eigenen Betrachtungen zu diesem Thema, handelte es sich weniger um die Geschichte zweier abstrakter Ismen oder Ideologie- und Gesellschaftssysteme; sondern im Kern ging es auch nach der Gründung einer Union Sozialistischer Sowjetrepubliken und eines nationalsozialistischen Dritten Reichs immer noch um die Geschichte zweier, ihrer sozialgeschichtlichen Statur und geopolitischen Lage nach vollkommen unterschiedlichen und gerade deshalb eng und ambivalent aufeinander bezogener Länder und Staatswesen, Deutschlands und Russlands. Nationalsozialismus und Bolschewismus waren nicht nur in ihrem ideologisch-politischen und sozial-ökonomischen Aufriss nicht zu verwechseln; sie waren historisch auch nicht gegeneinander austauschbar, sondern blieben in fast jeder Hinsicht an ihre deutsche bzw. russische Ausgangsbasis gebunden.

Gleichwohl zwingt Timothy Snyders Untersuchung auch verstärkt wieder zu dem Umgekehrten: zur Anerkennung von tatsächlichen Parallelitäten, gegenseitigen Entlehnungen sowie einer zwar sehr unterschiedlich gefärbten und formulierten, aber in manchen Aspek-

ten eben doch auch ähnlichen Logik ihres Denkens oder Ratio ihres Handelns. Dass das keine schlichte Rückkehr zu einer Totalitarismus-Theorie älteren Stils bedeutet, auch nicht in der unendlich gedankenreichen und nuancierten Form, in der Hannah Arendt sie seinerzeit entwickelt hat – in einer Zeit eben, in der erst ein bruchstückhaftes tatsächliches Wissen verfügbar war – dazu gleich noch ein Wort.

Mein tieferer Vorbehalt gegen die Anlage des Buches, das ich hier laudatiere, resultierte aus der Frage oder aus dem Bedenken, ob man sich dem Medusenblick einer reinen Gewaltgeschichte nicht endlich entziehen müsse, statt sich ihm immer von Neuem auszusetzen. Gerade das Prädikat der „Singularität“ der Naziverbrechen hat nicht wenige Forscher und Publizisten in aller Welt angestachelt, es auch auf andere Massenverbrechen zu übertragen, fast wie ein Qualitätssiegel in einem Wettbewerb der Bestialitäten. Immer häufiger findet sich dann zum Beispiel in Geschichten des Stalinismus die Formel vom „roten Holocaust“; oder das von Stéphane Courtois herausgegebene „Schwarzbuch des Kommunismus“ versuchte in einer fatalen Logik der Überbietung „dem Kommunismus“ (im Singular) global 100 Millionen Tote zuzuweisen – auf die die Nazis und Faschisten aller Länder es angeblich niemals gebracht hätten.

Alle Ansprüche an eine differenzierte Gesellschaftsgeschichte oder eine strukturierte Globalgeschichte verschwinden dann leicht in allgemeinen und fast selbstreferentiellen Formeln wie zum Beispiel – um noch einmal Courtois zu zitieren – der einer „kriminogenen Ideologie“, in diesem Falle des Marxismus-Leninismus, die „wie ein genetischer Code“ in das Denken der Kommunisten aller Länder ein-

gebaut gewesen sei und die Quelle aller ihrer Massenverbrechen gebildet habe. Das war wiederum eine mimetische Replik auf Daniel Jonah Goldhagens Formel vom „gleichsam mit der Muttermilch“ in Sprache und Denken eingedrungenen Antisemitismus der Deutschen, der ihren Massenmord an den Juden erklären sollte. Dagegen sollte der exkulpierten Formel Ernst Noltes zufolge der bolschewistische Terror erst den nationalsozialistischen, antisemitischen Radikalfaschismus als eine Form der reaktiven „Gegenvernichtung“ hervorgetrieben haben. Alle diese „Debatten“, die umso hitziger geführt werden, je einseitiger die Ausgangsthese ist, sind ihrer Natur nach uferlos. Und wer sich einen Rest historischen Denkens bewahrt hat, ist ihrer zutiefst überdrüssig.

Zugleich entfalten Gewaltgeschichten ihre eigenen Faszinationen. Lassen wir die Frage beiseite, ob, wenn jeder beliebige Fernsehabend und jedes adoleszente Videospiele in einem Massaker endet, dieser habituelle Konsum inszenierter Gewaltdarstellungen nur eine ungeheure Abstumpfung und Banalisierung produziert, oder ob er nicht doch dazu einlädt, die Grenze von Inszenierung und Realität zu überschreiten. Da, wo es wirklich ernst wird, heilig ernst sogar, gilt jedenfalls, dass die gesellschaftliche Erinnerung an wirklich geschehene, große historische Mordtaten oder auch die unmittelbare Dokumentation von Bluttaten im Hier und Heute keineswegs per se immunisierend oder abschreckend wirkt, sondern im Gegenteil eine düstere, sogar übermächtige Anziehungskraft entfalten kann – und zugleich wie ein Vakuum posthume Sinnstiftungen anzieht. In diesem Sinne hatte ich mir in meinem Buch „Utopie der Säuberung“ von 1998 gleich eingangs den bekannten Satz Nietzsches als Warnung vor Augen gestellt, der (ganz feststellend) heißt: „Wenn du

lange in einen Abgrund hineinschaust, blickt der Abgrund auch in dich hinein.“

Es gehört zu großen Vorzügen von Snyders Buch, dass er in keiner Weise mit dem Grauen spielt; dass er sich deshalb auch nur so weit auf die Position einer (in Wirklichkeit gar nicht möglichen) „Identifizierung mit den Opfern“ begibt, als er ihnen eine Stimme verleiht, dort wo überhaupt noch eine Stimme zu hören ist; dass er es letztlich aber für „moralisch dringlicher“ hält, zunächst „die Handlungen der Täter zu verstehen“, weil es ohne sie die Taten nicht gegeben hätte; und dass er diese Täter, einer Maxime Arendts folgend, nicht schlichtweg als Unmenschen von sich tut, sondern als Menschen versteht – was ungleich schwieriger ist. Und immer hat er auch die posthumen Nachwirkungen dieser großen Mordaktionen im Auge, so wenn es an einer Stelle heißt: „Man erinnert sich an die Toten, aber die Toten erinnern sich nicht ... Später entscheidet immer jemand anderes, wofür sie starben.“ Gerade deshalb, so in einer starken Formulierung seines Buches, „besteht das Risiko, dass mehr Mord zu mehr Bedeutung führt.“

Dem Risiko, dass mehr Mord mehr Bedeutung produziert, hat Snyder sich gestellt, indem er dieses Dilemma gleichsam bei den Hörnern gepackt hat. Das soll heißen: Er hat aus dem ganzen, ungeheuren Gewaltgeschehen dieser Weltkriegsepoche mit größtmöglicher begrifflicher Sorgfalt diejenigen Ereignisse herausisoliert, die gerade keine Akte des Krieges oder Ergebnisse eines Bürgerkriegs waren, sondern gezielte, organisierte und gewollte Menschenvernichtungsaktionen – die sich genau in dieser und keiner anderen Region der Welt in einer solchen Weise konzentriert und dabei viel-

fach überlagert haben. Das meint sein Begriff der „Bloodlands“. Diese gezielten, gewollten und organisierten Menschenvernichtungsaktionen stellen in der Zusammenschau ein nach Art und Umfang bis dahin präzedenzloses und vielfach miteinander und ineinander verflochtenes historisches Geschehen dar, das, so Snyders Argument oder These, auch als ein solches betrachtet werden muss und einer gesonderten Interpretation bedarf.

In Kategorien der jüngeren deutschen Geschichtsdebatten gesprochen, wäre das eine Singularitätsthese eigener Ordnung – die sich aber gerade nicht auf ein einzelnes, für sich stehendes Gewaltgeschehen gründet, das sich etwa zusammenfassend mit der Metapher „Auschwitz“ umschreiben ließe. Snyder bestreitet gerade, dass sich der „Holocaust“, geschweige die deutsche Kolonial-, Vernichtungs- und Kriegspolitik im Osten insgesamt, mit dieser Metapher historisch angemessen umschreiben lässt. Vielleicht würde er die „Singularität“ dieser Vernichtungspolitik (die natürlich ein problematischer Begriff ist) überhaupt bestreiten. Jedenfalls handelte es sich in seiner Version um eine Kette eskalierender Massenmorde, die nur aus einem Prozess sowohl interner wie gegenseitiger Radikalisierungen und dynamischer Interaktionen zweier totalitärer Machtkomplexe verstehbar sind – wobei Snyder, wenn ich es richtig sehe, auch den Begriff des Totalitarismus eher meidet, vor allem wegen seiner theoretischen Vorbelastung. Europas Epoche des Massenmords, schreibt er an einer Stelle, sei „übertheoretisiert“, und dabei gleichzeitig in ihren Grundzügen und ihren bestimmenden Faktoren noch immer eher missverstanden.

Das Element der „Übertheoretisierung“ dürfte auch Hannah Arendt gelten – obschon ja gerade sie bereits mit erstaunlicher Intuition er-

kannt hatte, dass die sowjetische Hungerkatastrophe 1932/33 am Beginn der Kollektivierung ein entscheidender Türöffner war; wie sie es freilich verstand: als ein erster Schritt in eine neue Zeit der radikalen Atomisierung der Gesellschaft und der Auslieferung an eine allmächtige, eben totalitäre Staats- und Parteimacht. Snyders Darstellung beginnt ebenfalls mit dieser Hungerkatastrophe, die sich aber, wie er (der beneidenswerter Weise auch des Ukrainischen mächtig ist) auf Basis aller heute verfügbaren Informationen überzeugend nachweist, in einem noch ungleich härteren Licht darstellt als Arendt hätte wissen können: nämlich als erster Akt einer Politik der sozialen wie ethnischen Säuberung und Vernichtung durch das bewusste Wegnehmen aller Lebensmittel.

Für die nationalsozialistischen Ostraumpläne, die auf einer ziemlich genauen Kenntnis, fast müsste man sagen: einer wissenschaftlichen Vordurchdringung, der Sowjetunion Stalins beruhten, wurde diese Politik einer planmäßigen Aushungerung und Vernichtung durch Arbeit sogar zum ersten Mittel der Wahl, um die Massen designierter Untermenschen auszudünnen und Platz für die „Siedlungspellen“ (wie Himmler sagte) der neuen Herrenmenschen zu schaffen. Auch wenn diese Ostraum-Pläne, die den Tod von 30 Millionen überflüssigen Essern vorsahen, nicht aufgingen: in der Statistik jener 14 Millionen Menschen, die zwischen 1933 und 1945, Snyder zufolge, jenseits aller Kriegshandlungen von den beiden totalitären Hauptmächten auf mehr oder weniger systematische Weise ermordet worden sind, rangierte der Tod durch Aushungerung an erster Stelle – vor allen Erschießungen und vor den Vergasungen.

Eines der ersten und konzentriertesten Einzelverbrechen dieser Art war im ersten Jahr des Barbarossafeldzugs das jeder Vorstellung

sich entziehende Massensterben von Hunderttausenden auf nackter Erde verhungerten, verdurstenden, in ihrem Kot krepierenden gefangenen Rotarmisten. Auch dabei handelte es sich, so Snyder, näher betrachtet um das „Resultat einer Interaktion beider Systeme“. Solche Interaktionen hatte es eben nicht nur in der Zeit des Hitler-Stalin-Pakts von 1939-41 gegeben, wo sie sich vor allem in der parallelen Ermordung und Deportation der polnischen Eliten (Offiziere, Beamten, Professoren) auf beiden Seiten der neuen Grenze, der Ribbentrop-Molotow-Linie, materialisierten. Sondern indem die in Gefangenschaft geratenen Soldaten der sowjetischen Armee von der „Heimat“, d.h. von Stalin als Feiglinge, wenn nicht als Verräter stigmatisiert und aufgegeben wurden, waren sie zur Vernichtung freigegeben. (Ob die Nazis solcher Signale bedurften, steht auf einem anderen Blatt.)

Die Massentötung der sowjetischen Kriegsgefangenen ist nicht das einzige Beispiel für das, was Snyder, scheinbar paradox, als „Komplicenschaft im Krieg“ bezeichnet: So arbeitete Stalin in vieler Hinsicht Hitlers Eroberungs- und Versklavungskrieg vor, bereitete ihm das Terrain (besonders in den 1939/40 annektierten Gebieten) und trieb ihm Verbündete und Kollaborateure zu – während Hitlers Rassen-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg Stalin fast zwangsläufig in die Rolle des Bannerträgers eines Großen Vaterländischen Krieges, und damit eines Retters und Siegers, erhob. Und am Ende war es dann Stalin, der – ich zitiere wieder – „Hitlers Krieg gewann“.

Eine der Kritiken an diesem Buch war, dass Snyder in der Konstruktion der „Bloodlands“ das Gesamtpanorama des Weltkriegs, eben als eines Weltkriegs, zu weitgehend ausgeblendet habe. Man könn-

te sich zum Beispiel fragen, ob nicht die japanische Okkupation in der Mandschurei (ab 1932), in China (ab 1937) und in ganz Ostasien (ab 1941/42) mit ihren systematischen Menschenvernichtungen eigenen Stils nicht ein ganz direktes, für ein europäisches Publikum allerdings ferner liegendes Parallelgeschehen zu all dem gewesen ist, was Snyder für die „Bloodlands“ im östlichen Europa beschreibt. Tatsächlich gehört die Einbeziehung des „japanischen Faktors“ aber zu den interessantesten Perspektiverweiterungen seiner Darstellung: so beispielsweise die notorische Obsession Stalins mit einer drohenden Subversion durch eine polnisch-japanische Geheimverbindung (die als solche nicht einmal völlig aus der Luft gegriffen war), und insgesamt seine ebenso kaltblütige wie letztlich erfolgreiche Politik gegenüber dem absolut kriegs- und expansionsbesessenen Japan, dem er mit einer Mischung aus Beschwichtigung und Entschlossenheit gegenübertrat – aber das er jederzeit auf der Rechnung hatte.

Snyder verliert die Gesamtkonstellation, und gerade den Konnex zwischen dem europäisch-atlantischen und ostasiatisch-pazifischen Weltkriegstheater, zu keinem Zeitpunkt aus den Augen. Und diese Konstellation enthielt ja tatsächlich beunruhigende Alternativen und Optionen, gerade was Japan betraf, die den Lauf der Weltgeschichte entscheidend hätten verändern können: wenn Stalin zum Beispiel den japanischen Einladungen 1940/41 zu einem „Viererpakt“ oder 1942/43 zu einem Separatfrieden mit Hitler-Deutschland nachgegeben hätte, um sich gemeinsam gegen die britisch-amerikanische Welthegeemonie zu wenden; oder wenn umgekehrt Japan sich am Krieg Hitlers gegen die Sowjetunion beteiligt hätte, statt mit Pearl Harbour im Dezember 1941 einen eigenen pazifischen Offensivkrieg gegen die USA zu eröffnen. Nur die sibirischen Truppen der Sowje-

tischen Armee haben das halb schon evakuierte Moskau im Winter 1941 gerettet ... Das alles ist mehr als virtuelle Geschichte. Manche dieser schicksalhaften Entscheidungen könnten am sprichwörtlichen seidenen Faden gehangen haben. Auch in dieser Hinsicht verdeckt das ex post konstruierte Narrativ vom „Antifaschistischen Krieg“ die Tatsache, dass die Bündnisse, Konstellationen und Entscheidungen dieses Weltkriegs ideologisch, politisch und militärisch weniger eindeutig determiniert waren, wie sie im Nachhinein erschienen.

Die Grundoperation Snyders ist freilich eine bewusste Eingrenzung seiner Untersuchung nach dem Raum (im Kern Polen, das Baltikum, Weißrussland und die Ukraine), nach der Zeit (1933 bis 1945) sowie nach dem Charakter der Geschehnisse (gewollten Massenmorden jenseits der eigentlichen Kriegshandlungen). Das erscheint zunächst wieder in vielerlei Hinsichten fragwürdig. Geht es denn nicht eher um eine Zeitperiode von 1930 bis 1953? Warum steht die Aushungerung der Ukraine, aber nicht die gleichzeitige, proportional noch gravierendere Hungerkatastrophe in Kasachstan im Blickpunkt? Warum geht es um Polen, das Baltikum, Weißrussland und die Ukraine, aber nicht um Rumänien oder Ungarn?

Als anfangs skeptischer, dann zunehmend überzeugter Leser und nun Laudator seines Buches kann ich nur sagen, dass gerade die vielkritisierte Eingrenzung der Untersuchungsperspektive eine Fokussierung ermöglicht hat, die wie ein Scheinwerferkegel oder wie ein gerichteter Röntgenstrahl Eigenschaften des historischen Materials, der Verbindungen, Verflechtungen, Verstrickungen der historischen Akteure und der Logiken ihrer direkten oder indirekten Interaktionen sichtbar macht, die wir sonst weniger klar vor Augen hät-

ten. Gerade die Eingrenzung und Fokussierung schafft eine solche Dichte dieser vielseitigen Bezüge und Verflechtungen, dass das Gesamtgeschehen sich - jedenfalls im historisch-analytischen Rückblick – nicht mehr in national bornierte Einzelgeschichten auflösen lässt. Insoweit erzwingt die thematische Konzentration eher eine Öffnung und Erweiterung, nicht eine Schließung der Perspektive.

Snyders Forschungsschwerpunkt am Wiener Institut vom Menschen heißt ja: „Vereintes Europa – geteilte Geschichte“; und entsprechend wird unser morgiges Kolloquium „Europas gespaltene Erinnerungen“ überschrieben sein. Daher ist dieses Buch auch und vor allem eine gezielte Intervention in Diskussionen und Forschungen, die bis heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Kollaps des sowjetischen Lagers, in ganz erstaunlichem Maße noch oder wieder, bewusst oder unbewusst, von autozentrierten Geschichtsbildern und von den nationalen Geschichtspolitiken der jeweiligen betroffenen oder beteiligten Länder geprägt werden. „Nur eine Geschichte der Massenmorde kann die Zahlen und die Erinnerungen verknüpfen“, schreibt Snyder an einer Stelle. „Ohne Geschichte wird Erinnerung privat, und das heißt heute national, und die Zahlen werden ... ein Werkzeug im internationalen Wettbewerb um den Märtyrerstatus“.

Was dieses letztere angeht: den Wettbewerb um den Märtyrerstatus, können wir als Deutsche scheinbar schlecht mitkonkurrieren – sieht man einmal vom harten Rest der Vertriebenenverbände und von einem kleinen, aber virulenten rechtsnationalen oder direkt neonazistischen „lunatic fringe“ ab. Allerdings sind auch wir aufgeklärten, postheroischen Deutschen, die zur Anerkennung der von Deut-

schen oder im deutschen Namen begangenen Massenverbrechen vorbehaltlos bereit sind, gegen eine autozentrierte, national bornierte, selektiv verengte oder verzerrte Wahrnehmung der eigenen Geschichte keineswegs gefeit – und zwar gerade dort, wo man sich gegenüber den einstigen Objekten dieser Aggressionen und Vernichtungsaktionen, den in ihre endlosen Leidensgeschichten und heroischen Martyrien verstrickten östlichen Nachbarn, also den autochtonen Bewohnern dieser „Bloodlands“, in Sachen „Vergangenheitsbewältigung“ und Bereitschaft zur Selbstkritik recht überlegen und ziemlich vorbildhaft dünkt.

Das Buch von Timothy Snyder enthält da einiges an Irritationen und Zumutungen, die auch uns scheinbar so selbstkritischen, postnationalen und postheroischen Deutschen durchaus zusetzen können. Sind wir zum Beispiel bereit, solche in Zahlen gefassten Tatsachen in unser Geschichtsbild zu integrieren, wie beispielsweise die, dass bei der Bombardierung Warschaus im September 1939 ebenso viele Polen gestorben sind wie Deutsche bei der Bombardierung Dresdens im Februar 1945? Oder: dass der Warschauer Aufstand 1944 mehr polnische Opfer gefordert hat als die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki? Wenn Polen, womöglich ja polnische Nationalisten, auf solchen Zahlenvergleichen beharren, würden wir das überlegener Weise unter ihrem Streben nach der Opferkrone verbuchen (und abhaken). Aber was ist mit uns selbst?

Sehen wir einmal ab von den trüben Gründerjahren der westdeutschen Bundesrepublik mit ihren gespaltenen Biographien, ihren doppelten Buchführungen und ihren Raubkunstverließen, die nicht nur in Münchner Privatwohnungen, sondern in den Archivkellern unserer Museen liegen. Sehen wir auch ab von den Irrungen und Wir-

rungen meiner Generation, die in einem langen „roten Jahrzehnt“ aus ihrer überlegenen Haltung einer „Felix Culpa“ (auch das übrigens ein luzider Eintrag von Hannah Arendt ins Stammbuch der jungen intellektuellen Avantgarden der Bundesrepublik) ein hypertrophes Maß an moralischer Selbstermächtigung und Selbsterhöhung bezogen hat, während sie das Skandalon der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik eher in eine praktisch-ideologische Universalformel vom „Faschismus“ verpackt hat, den man am Besten durch entschiedenen Antikapitalismus zu bekämpfen hatte. Sehen wir schließlich ab von den wie ein Schluckauf wiederkehrenden Skandalen, die sich seit den 1980er Jahren, als das Skandalon des „Holocaust“ auf keine Weise mehr zu verleugnen war, fast alljährlich an intellektuellen Fehlleistungen oder Provokationen entzündet haben – von der „Fassbinder-Affäre“ über den „Historiker-Streit“ bis zu Martin Walsers „vor Kühnheit zitternden“ Friedenspreisrede gegen die „Auschwitzkeule“; um nur einige der abrufbaren Kürzel zu nennen. Diese sich wiederholenden Debatten ließen sich mit Peter Sloterdijk als „Rituale der Labilität“ beschreiben, in denen die bundesdeutsche Gesellschaft durch alle Erregungen hindurch „das stärkste Wir-Gefühl erreicht“ hat.

Viel ernster könnte man allerdings nehmen, dass selbst ein so wichtiges aufklärerisches Unternehmen wie die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht den nationalsozialistischen „Vernichtungskrieg“ erst im Jahr 1941 beginnen ließ und Polen konsequent ausblendete. Und wie konnte es dazu kommen, dass die Ausstellungsmacher sich so leicht durch Bilder täuschen ließen, die ihrer Meinung nach Verbrechen der Wehrmacht dokumentierten, tatsächlich aber (gar nicht so schwierig erkennbar) Opfer von Massenexekutionen der abziehenden NKWD-Truppen zeigten?

Eine Antwort auf diese Frage scheint mir darin zu liegen, dass in der deutschen Wahrnehmung der „Russlandfeldzug“ eben die zentrale und generationenübergreifende Chiffre für diesen Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten war und ist. Dabei zeigt Snyder, dass die „Bloodlands“ außer in Polen vor allem im Baltikum, in Weißrussland und in der Ukraine, am wenigsten in Russland selbst lagen. Gerade über die von der deutschen Wehrmacht überrannten, von den SS-Einsatzgruppen „gesäuberten“ Westgebiete der Sowjetunion war bis 1941 schon ein Jahrzehnt lang der Hobel eines stalinistischen Terrorismus und sozialen Exterminismus gegangen. Der stalinistischen Politik eines „Großen Vaterländischen Kriegs“ entsprach es dagegen, die Russen zum ersten Staatsvolk der UdSSR zu erheben. Dieses stalinistische Narrativ war mit einer besonderen Hervorhebung der Leiden der Nichtrussen, und insbesondere auch des Massenmords an den Juden, nicht vereinbar; im Gegenteil, es beruhte essentiell auf ihrer Verleugnung oder Einebnung und jedenfalls einem aktiven, aggressiven Beschweigen.

Dabei hatte eben gerade hier, in den Bloodlands, die weithin mit dem alten jüdischen Ansiedlungsgebiet zusammenfielen, also in den östlichen Gebieten und Städten Vorkriegspolens und den westlichen Gebieten der Sowjetunion, der systematische, große Judenmord begonnen, und zwar in Form von Massenerschießungen, die nicht nur das früheste, sondern quantitativ bedeutendste Kapitel im Mord der osteuropäischen Juden gewesen sind. Den deutschen Soldaten konnte das im ersten Jahr des „Russlandfeldzugs“ gar nicht verborgen bleiben, und vielfach auch nicht ihren Familien daheim. Ist das möglicher Weise einer der Gründe dafür, warum „Auschwitz“ in

solch formelhafter Weise zur Chiffre des Holocaust und der nationalsozialistischen Massenverbrechen überhaupt geworden ist – für das es sich, wie Snyder zeigt, nicht wirklich eignet. In Auschwitz, das seit 1940 ein Haft- und Arbeitslager für Polen, Russen und andere war, und dem relativ spät erst auch ein Vernichtungslager angeschlossen wurde, konnten selbst jüdische Häftlinge überleben. In den eigentlichen Todesfabriken, in Sobibor, Belzec, Treblinka konnte niemand überleben; hier gab es gar kein Lager und so gut wie keine Überlebenden, also auch keine Zeugnisse und keine Bilder. Wir aber – und das verbindet uns mit der dominanten westlichen Öffentlichkeit – sind an diese Bilder und Berichte, an dieses gerade noch Vorstellbare gebunden, und haben das Grauen in rituelle Formeln und Erzählungen (vorzugsweise vom wundersamen Überleben) verpackt, die das Geschehene noch irgendwie kommensurabel machen.

Ich breche hier ab. Das alles sind nur einige, winzige Fragmente eines ungeheuren Bildes, dessen Konturen, genaue Zahlen, Abläufe und Details sich in vielem unseren etablierten oder längst standardisierten Vorstellungen nicht fügen. Entnehmen Sie also meinem Lektürebericht nur so viel: dass dieses Buch auch für mich, der ich auf diesem Feld kein völliger Laie bin, vieles zurechtgerückt und neue Blickschneisen, Querverbindungen, Gedankenlinien eröffnet hat. Es ist schließlich ein Material, das man, wie Snyder demonstriert, immer wieder wird durcharbeiten müssen: mit größtmöglicher Genauigkeit, was die Daten, die Fakten, die Umstände betrifft; mit einigem kombinatorischen Scharfsinn, was die Motive der politisch Entscheidenden und exekutiv Handelnden betrifft; vor allem aber mit einer unbedingten Unvoreingenommenheit gegenüber den Opfern jeder

Kategorie, die alle einmal einen Namen, ein Gesicht, eine Stimme und eine individuelle Biographie gehabt haben.

Ja, der Abgrund schaut in dich hinein, wenn du in ihn hineinschaust. Anders ist ein Nachdenken über das 20. Jahrhundert wohl nicht zu haben. Timothy Snyder hat zu diesem Nachdenken einen energischen neuen Anstoß gegeben, getragen von einem hartnäckigen, nach vielen Seiten offenen Engagement. Etwas Besseres kann man über jemanden, der mit dem Hannah-Arendt-Preis ausgezeichnet wird, vermutlich nicht sagen.